Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazetta militare svizzera

Band: 79=99 (1933)

Heft: 2

Artikel: Schlieffen : Zu seinem hundertsten Geburtstage (28. Februar 1833)

Autor: Buchfinck

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-11672

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zofingen, Februar 1933 No. 2/79. Jahrgang
99. Jahrgang der Helvetischen Militärzeitschrift

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung
Journal Militaire Suisse
Gazzetta Militare Svizzera

Organ der Schweizerischen Offiziersgesellschaft

Redaktion: Oberst E. Bircher, Aarau

Mitarbeiter: Major i. Gst. K. Brunner, Zürich; Infanterie-Oberst O. Brunner, Luzern; Lt.-col. de Cavalerie F. Chenevière, Genève; J.-Major G. Däniker, Zürich; Justiz-Oberst J. Eugster, Zürich; Oberstlt. i. Gst. H. Frick, Bern; Oberstlt. i. Gst. A. Gübeli, Frauenfeld; Sanitätsmajor H. Heusser, Basel; Vet.-Major E. Hirt, Brugg; Verwaltungs-Major F. Kaiser, Bern; Infanterie-Oberst H. Kern, Bern; Ten.-colonnello del genio E. Moccetti, Massagno; Major d'Infanterie M. Montfort, Lausanne; Pr.-Lt. d'Infanterie E. Privat, Genève; Infanterie-Major M. Röthlisberger, Bern; Capitaine d'Infanterie A. E. Roussy, Genève; Major du Génie H. Walter, St-Prex; Oberstdivisionär U. Wille, Bern.

Adresse der Redaktion: Wildermettweg 22, Bern Telephon 42.292

Schlieffen.

Zu seinem hundertsten Geburtstage (28. Februar 1833)
von Generalmajor a. D. *Buchfinck,* Jena.

Am 28. Februar jährt sich zum hundertsten Male der Geburtstag des Feldmarschalls Grafen Schlieffen, des Mannes, auf dessen Geistesarbeit die höchste militärische Leistung aller Zeiten ruht: der vierjährige Widerstand des deutschen Heeres gegen eine Welt in Waffen.

«In jedem grossen Feldherrn oder Herrscher ist eine grosse, der Zeit vorauseilende Auffassung des Raumes,» sagt Friedrich Ratzel, der Begründer der politischen Geographie, und er sieht in der grösseren Raumanschauung die Grundlage für das Wirken der Männer, die der politischen und militärischen Geschichte neue Wege gewiesen haben. Es war die bahnbrechende Bedeutung Schlieffens, dass er den Einfluss der grossen Räume in der neuen Kriegführung erkannte, nach ihm sein strategisches Denken

formte und ihn seinem Erziehungswerk zugrunde legte. Der Eindruck eines Mannes, dessen Gestaltungskraft alle bisherigen Anschauungen überwand, hat der Persönlichkeit Schlieffens die Grösse verliehen, die die Klugen unwiderstehlich zu ihm hinzog, die Abneigung der Beschränkten weckte, bis sie ihn zu Falle brachten, lange bevor die Uhr seines Erdenwirkens abgelaufen war.

Schlieffen ist der grosse Lehrmeister der Strategie, die, von Napoleon begründet, von Moltke weitergebildet, das 19. Jahrhundert erfüllt und im Weltkriege mit dem Uebergang in den Stellungskrieg ihren Abschluss gefunden hat. Es ist die Strategie der Schlacht und der Operation im Gegensatz zu dem System des 18. Jahrhunderts, dem neben der Schlacht das Manöver diente, im Gegensatz zu dem System des Materialkrieges, das als Folge der gesteigerten Technik einer neuen Zeit sich im Weltkriege herausbildete. Schlieffen hat auf dem Grunde weitergebaut, den Moltke ihm hinterlassen hatte; seine Aufgabe war schwerer, als es die seines grossen Vorgängers gewesen war: jenem hatte die Ueberlegenheit der Zahl zum Kampf nach einer Front zur Verfügung gestanden. Schlieffen musste mit der geringeren Zahl sich nach mehreren Fronten schlagen. Er fand die Lösung, indem er nach der einen Seite eine minimale Kraft zur Abwehr einsetzte, die Masse des Heeres nach der anderen Seite warf und dort die stärkste durchschlagende Wirkung der Entscheidung anstrebte. Für sie schuf er die neue Form. Er hatte erkannt, dass die Massen zu den Räumen in eine Beziehung getreten waren, die bei rechter Ausnutzung das Element der Bewegungsfreiheit für den Gegner ausschaltete und ihn willenlos in den Bann der eigenen Initiative zwang.

Graf Schlieffen übernahm als Chef des Generalstabes im Februar 1891 von seinem Vorgänger Waldersee die Aufgabe, den Zweifrontenkrieg gegen Frankreich und Russland vorzubereiten und die geplante Ausführung derart, dass zu Kriegsbeginn Frankreich gegenüber eine strategische Defensive zu befolgen, gegen Russland gemeinsam mit dem Heere Oesterreich-Ungarns der Angriff durchzuführen sei. Der Gedanke Moltkes, den Waldersee 1888 übernommen hatte, war im Generalstabe nicht unbestritten. Haeseler hatte ihn als Oberquartiermeister abgelehnt, er wollte unter Verteidigung gegen Russland die erste Offensive gegen Frankreich richten. Schlieffen blieb zunächst noch bei dem Gedanken Moltkes und Waldersees, wenn er auch in die Ausführung von Anfang an einige Aenderungen einfügte. 1894 vollzog er den Bruch mit der alten Anschauung und schloss sich dem Gedanken Haeselers an.

Die Operation gegen Frankreich sollte zuerst in einer rein frontalen Offensive von der luxemburgischen Grenze bis ins

Oberelsass bestehen. Voraussichtlich würde es bei einer gleichzeitigen Offensive der Franzosen zu einer Begegnungsschlacht kommen. Blieben die Franzosen defensiv, so sollte ein planmässiger, frontaler Angriff mit starker Artilleriekonzentration gegen die Befestigungen von Nancy unter Staffelung auf beiden Flanken geführt werden.

Es ist eine Form des strategischen Denkens, die sich in nichts von dem Moltkes unterscheidet, sie erinnert an seinen Entwurf für den Vormarsch gegen die Mosel vom 6. Mai 1870, in dem die Operation gegen Frankreich einfach darin bestehen soll, dass «wir möglichst geschlossen einige Märsche auf französischem Boden vorgehen, bis wir der französischen Armee begegnen, um dann die Schlacht zu liefern. Die Richtung dieses Vorgehens ist im allgemeinen Paris, weil wir in derselben am sichersten den Zielpunkt unseres Vorgehens, das feindliche Heer, zu treffen erwarten dürfen.» Ueber die Weiterführung der Operationen galt der Grundsatz: «Kein Operationsplan reicht mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinaus.» Die Lage, die durch den ersten Zusammenstoss mit dem Feinde geschaffen war, musste die Fortführung der Operation bestimmen.

Die Führung Moltkes 1870 warf die Franzosen über die Mosel, schloss das eine französische Heer in Metz, das andere in Sedan ein, musste dann aber in monatelangem Ringen den Widerstand der französischen Volksbewaffnung brechen, einen Widerstand, der uns in weit ernstere Krisen gebracht hat, als über dem endlichen Erfolg gemeinhin bekannt geworden ist.

Einen solchen Kriegsverlauf lehnte Schlieffen ab. Das Wesen seiner Heerführung musste darin bestehen, die Franzosen so schnell als möglich niederzuwerfen, die Entscheidung auf dem westlichen Kriegsschauplatz zu erringen, bevor der Russe seine gesamte militärische Kraft zur Wirkung gebracht hatte. Was ihm vorschwebte, hat sein Nachfolger, der jüngere Moltke, in seiner Abschiedsrede in die Worte gefasst: «nicht Teilerfolge zu erzielen, sondern grosse, vernichtende Schläge. Euer Exzellenz wollten keinen Krieg, der sich endlos hinziehen musste, bis die eine Volkskraft an der anderen erlahmte. Sie wollten grosse, entscheidende Schläge und Ihr Ziel war die Vernichtung des Gegners. Auf dieses höchste Ziel sollten alle Kräfte gerichtet sein, und der Wille, der sie lenkte, war der Wille zum Siege.»

Schnelligkeit also und durchgreifende Wirkung waren die beiden Forderungen, die bei der Konzeption des Operationsgedankens massgebend waren. Beiden war bei dem geplanten Frontalangriff nicht zu genügen: auf einen schnellen Durchbruch der Sperrbefestigungen an der französischen Ostgrenze war ebenso wenig zu rechnen wie auf eine endgültige Niederwerfung

der feindlichen Streitkraft bei dem rein frontal geführten Stoss. Beide Erwägungen führten zu dem Operationsplan, der am Ende in dem Entwurf von 1905 seine Form fand. Es ist der Gedanke, aus der Aufmarschfront Aachen—Diedenhofen durch Belgien vorzugehen, dann nach Süden zu schwenken, in einer grossen Umklammerung westlich an Paris vorbei die Gesamtkraft des französischen Heeres gegen die südöstliche Landesgrenze zu drängen und so den Krieg mit einem gewaltigen Schlage zu beenden.

Je länger ein Gedanke in einer Richtung verfolgt wird, desto extremer pflegt er sich auszubilden. Indem Schlieffen die letzten Folgerungen seiner Konzeption zog, kam er zu dem Entschluss, die Umfassung bis zum Meere auszudehnen und so dem Gegner die Möglichkeit zu einem Vorgehen gegen die Flanke unseres Umfassungsflügels zu nehmen. In dieser Ausdehnung der Heeresfront bis zum Meere sah Schlieffen mehr und mehr das Wesen seiner Operation, und noch in seinen letzten Lebenstagen hat er einem seiner Vertrauten die Mahnung ausgesprochen: «Wenn Ihr nach Frankreich marschiert, dann denkt daran, dass der rechte Flügelmann mit seinem rechten Aermel am Kanal entlang streifen muss.»

So war ein ganz neuer Gedanke in die Heerführung gebracht: der Gedanke, die Steigerung der Heeresstärken bei unverändertem Bewegungsraum auszunutzen, um durch die vollkommene Erfüllung des Raumes dem Feinde jede Bewegungsfreiheit zu nehmen, so dass er — mag er sich drehen, wie er will — in die Abhängigkeit von unserer Initiative gezwungen wird. Es war die Abkehr von Moltkes Denken, der in dem irrationalen Element immer eine der unabänderlichen Grundlagen aller Strategie gesehen hatte.

Diese neue Beziehung zwischen Raum und Masse erkannt und seine Erkentnis zum leitenden Gedanken seiner Strategie gemacht zu haben, ist die Geistestat Schlieffens gewesen. Er glaubte, die Lehre Moltkes fortzusetzen, in Wahrheit schuf er eine neue, und es ist nicht zu viel gesagt: grössere.

Der Gedanke, vor dem Kriege die Form der Entscheidungsschlacht theoretisch zu konstruieren, wird hier zum ersten Male in aller Kriegsgeschichte gewagt. Napoleon hat gelegentlich für sich eine derartige Voraussicht in Anspruch genommen. Für den Feldzug von Ulm, von Jena hat er behauptet, er hätte den ganzen Verlauf nach seinem ursprünglichen Plane durchgeführt. Solche Darstellung sollte den Glauben an seine Unfehlbarkeit fördern und selbst ein Historiker vom Range Heinrich von Sybels ist auf sie hereingefallen (Begründung des D. Reiches, V 105). Napoleon selbst aber hat, wenn er gelegentlich das Bedürfnis empfand, die

Wahrheit zu sagen, unumwunden zugegeben, «er habe niemals einen Operationsplan gehabt». «Ich kannte die grossen Fehler meiner Gegner, die ich gestraft habe, nicht. Ich habe nur über der Karte gebrütet.» Moltke hatte 1866 wie 1870 darauf verzichtet, beim Aufmarsch bereits einen operativen Gedanken festzulegen. 1866 war nur die Vereinigung auf Gitschin vorgesehen, wie die Führung sich dann mit dem feindlichen Heere abfinden würde, blieb der Anordnung des Augenblicks vorbehalten. 1870 ist der Gedanke, die Franzosen nach Norden abzudrängen, erst im Verlauf der Operation entstanden. «Alle aufeinanderfolgenden Akte des Krieges», sagt Moltke in seinem Aufsatz über Strategie, «sind nicht prämeditierte Ausführungen, sondern spontane Akte, geleitet durch militärischen Takt.» «Und», fährt er fort, «die Strategie eignet sich den Erfolg jedes Gefechts an und baut auf demselben weiter. Vor dem taktischen Siege schweigt die Forderung der Strategie, sie fügt sich der neugeschaffenen Sachlage an.»

Bei Napoleon wie bei Moltke also schloss sich an die Bereitstellung der Heere der Vormarsch in der Richtung an, in der man auf den Feind zu stossen erwartete. Unter welchen Bedingungen es zur Schlacht kam, war von den beiderseitigen Entschliessungen abhängig. Es war nicht mehr so, wie es im System der alten Monarchie gewesen wäre, dass die Operation nicht notwendig in die Schlacht auslaufen musste. Sie konnte zur Schlacht führen, sie konnte auch in anderer Richtung ausgewertet werden. In der Strategie Napoleons und Moltkes musste sich im Verlauf der Operation die Schlacht ergeben, aber nicht so, dass der Gedanke der Schlacht in der Operation angedeutet gewesen wäre. Sie ist nicht deren notwendige Erfüllung, sondern das Ergebnis der Lage, in die die Heere durch die beiderseitige Operation gesetzt sind. Diese Anschauung hat das strategische Denken des 19. Jahrhunderts erfüllt. Sie war im Deutschen Generalstabe nie angezweifelt, so lange Moltke und Waldersee an seiner Spitze standen. Es blieb Schlieffen vorbehalten, die neue Beziehung zwischen Raum und Masse zu erkennen und sie zu nutzen, um die Bewegungsfreiheit des Gegners auszuschalten, seine Aktion auf bestimmte Linien einzuschränken.

Die letzte Konsequenz dieser Beziehung zwischen Zahl und Raum war also, dass bereits in der Kriegsvorbereitung der Gedanke der geplanten Schlacht für Aufmarsch und Vormarsch zu Grunde gelegt werden konnte. In dieser Einheit von Aufmarsch, Operation und Schlacht erscheint uns die Strategie nicht mehr als ein System von Aushilfen nach dem Worte Moltkes. Hier ist sie die Ausschaltung jenes irrationalen Elementes, das Moltke noch anerkannt hatte, durch Einführung eines überlegenen Prinzips in die Heerführung, eines Prinzips, das den Gegner in der Abhängigkeit festhält, das ihm immer mehr den Nachzug aufzwingt.

das ihn schliesslich in der Unfreiheit der Bewegung erstickt. Das ist die Strategie Schlieffens.

Die Arbeit Schlieffens bildet den Ausganspunkt für alle Betrachtungen, die das strategische Geschehen des Weltkrieges zu erfassen suchen. Ihr berufenster Interpret, Wolfgang Foerster, hat sie zuletzt in einem gedankenvollen Buche betrachtet. Die Arbeit Foersters führt von dem Rückblick auf die erzieherische Wirkung Schlieffens über die Bewährung seiner Lehre im Weltkrieg zu einem Ausblick in die Zukunft. Nach Foerster hat «der Verkünder des Vernichtungsprinzips das wahre Wesen moderner Kriegführung richtig erkannt» und «auch das steht ausser Zweifel, dass durch die von Schlieffen vorzugsweise empfohlene operative Form, das Ringen um die Flanke mit dem Streben nach Umfassung ... heute wie früher die grösste Wirkung erzielt wird». Foerster meint zwar, dass «über diese Fragen unter Männern von Fach kaum noch ernstlich gestritten werden dürfte». Ich besorge also, wenn ich doch eine abweichende Ansicht äussere, dass man mir die Qualität eines Mannes «von Fach» absprechen wird. Dennoch wage ich es.

Das kann zwar keinem Zweifel unterliegen: Schlieffen ist seit Moltke der Mann gewesen, der am tiefsten und grossartigsten das Wesen der Strategie des 19. Jahrhunderts erfasst und seinem Kriegsentwurf zu Grunde gelegt hat. Gibt sie auch noch für die Gegenwart die Norm des Handelns? Hat nicht der Weltkrieg Formen der Kriegführung gebracht, denen gegenüber die Mittel des 19. Jahrhunderts sich machtlos erwiesen? Und zeigt die Gegenwart nicht in dem Dasein entwaffneter Völker, die auch zum Kriegführen gezwungen sein können, Bedingungen, die mit jenen strategischen Formen schlechterdings nicht mehr zu bewältigen sind? Wir Deutsche müssten verzweifeln, wenn jene alte Anschauung vom Kriege als dem Kriege der Operation und der Schlacht, noch zu Recht bestünde!

Im Jahre 1915 hat ein englischer Staatsmann gesagt: «Die Deutschen gewinnen die Schlachten, wir gewinnen den Krieg.» Der Engländer war ein kluger Mann, er hatte erkannt, worauf es ankam: es war nicht mehr die Schlachtenentscheidung, die in diesem Kriege zum Siege führte. Gewiss war sie nicht bedeutungslos, aber neben ihr standen andere Mittel, mit denen man den Gegner zermürben konnte: die Propaganda der Verleumdung, die Hungerblockade, die Untergrabung der feindlichen Staatsautorität, und es wird schwer auszumachen sein, welches dieser Mittel am letzten Ende eigentlich den Ausschlag gegeben hat.

Die Kriegführung des 19. Jahrhunderts kannte nur ein Mittel: die Schlacht. Wohl fanden auch jene anderen Mittel gelegentlich Anwendung, hier und da war ein gewaltiger Wille entschlossen, zu ihnen zu greifen. Solche Denkweise lag den Menschen des

Jahrhunderts fern. Eine Kriegführung mit anderen als rein militärischen Mitteln fand man unmoralisch und eines vornehmen Mannes unwürdig. Schweinitz, der spätere Botschafter in St. Petersburg, erzählt aus seinen Erinnerungen als Militärattaché in Wien, wie man 1867 das Vorgehen Bismarcks als höchst unfair verurteilte, der nicht davor zurückgeschreckt war, den Aufstand in Ungarn zu fördern und mit den Tschechen gemeinsame Sache gegen Habsburg machen wollte, wenn die Waffenentscheidung gegen Preussen schlug. Die Anschauung, dass der Krieg eine ritterliche Angelegenheit sei, hat das deutsche Heer noch im Weltkrieg beherrscht.

Wenn einer, so war Schlieffen der Mann solch vornehmen Denkens. Hätte ihm jemand vorgeschlagen, mit einem Feldzug der Verleumdung seinen Gegner zu diffamieren, so hätte er nur mit einem Achselzucken geantwortet. Sein Denken galt der Schlacht und nur der Schlacht. Der Schlachtentscheidung musste sich alles unterordnen, sie war imstande, jede Belastung auf anderen Gebieten auszugleichen, wenn sie nur wirksam genug ausfiel. In dem Bestreben, die höchste Wirkung der Schlacht gegen Frankreich zu erreichen, das Ganze mit einem ungeheuren Schlag zu entscheiden, kam Schlieffen zu dem Entschluss des Marsches durch Belgien. Dass wir mit der Verletzung der belgischen Neutralität der feindlichen Propaganda eine Handhabe boten, die uns — heute kann man es sagen — den Verlust des Krieges gebracht hat, das schätzte Schlieffen nicht hoch ein. Es war, wie Tirpitz von ihm sagt, «die Auswirkung einer gewissen Vernachlässigung aussersoldatischer Gedankengänge», die ihn über die aussenpolitische Belastung hinwegsehen liess. Zwar hatte Clausewitz es als «ein widersinniges Verlangen» hingestellt, dass «die vorhandenen Kriegsmittel dem Feldherrn überwiesen werden sollen, um danach einen rein militärischen Entwurf zum Kriege oder Feldzuge zu machen», und weiter, dass «die Hauptlineamente des Krieges doch immer von den Kabinetten bestimmt worden sind, d. h. von einer ... nur politischen, nicht militärischen Behörde». Aber der leitende Staatsmann, der sich eine derartige Belastung seiner Politik hätte verbitten müssen, dachte nicht daran, die «Hauptalineamente» zu bestimmen. Er mochte wohl denken, wie sein Vorgänger Bülow, der nachträglich alles so klar vorausgesehen haben will, es noch 1913 ausgesprochen hat, dass «die Zeit der grossen Kriege ein für allemal vorüber sei». So kam es zu der Belastung mit dem Marsch durch Belgien, die so stark war, dass um ihretwillen, wenn denn schon die Westfront Frankreichs für unangreifbar angesehen

*) Aus der Gedankenwerkstatt des deutschen Generalstabes. Berlin 1931.

wurde,*) die Offensive von Frankreich gegen Russland hätte gekehrt werden müssen.

Die Schlachtentscheidung sollte alle politische Belastung ausgleichen. Aber stand denn so fest, dass der Gegner sie annehmen würde? Wenn wir den möglichen Verlauf eines Krieges im Osten überdachten, so wurde allemal das Bedenken ins Treffen geführt, dass die Russen in ungemessene Räume ausweichen und so der Entscheidung aus dem Wege gehen würden. Dass die Franzosen ein ähnliches Verfahren befolgen könnten, nicht in endlose Räume, wie Russland, aber doch immerhin in Räume, ausreichend weit, dass ein Invasionsheer in ihnen zugrunde gehen konnte, das wurde nicht bedacht.

Was wäre geworden, wenn die Franzosen dem Schlieffenplan in seiner ursprünglichen Form gegenübergestanden hätten, wenn sie sich von dem Dogma der alles beherrschenden Bedeutung der Schlacht freimachten? Wenn sie das Kapitel über «den Kulminationspunkt im Angriff» bei Clausewitz gelesen und begriffen hätten, dass «die wenigsten strategischen Angriffe unmittelbar zum Frieden geführt haben, dass die meisten nur bis zu einem Punkt geführt haben, wo die Kräfte noch eben hinreichen, um den Frieden abzuwarten, bis zu dem Punkt, jenseits dessen der Umschwung, der Rückschlag liegt, der Kulminationspunkt des Angriffs» (Vom Kriege, III. S. 11).

Was wäre geworden, wenn . . .? ist so oft im Spott gefragt worden und doch gibt erst die Antwort auf diese anscheinend törichte Frage den rechten Boden für die Beurteilung jedes historischen Entschlusses, jeder strategischen Massnahme.

Die Deutschen rücken in Belgien ein, linker Flügel des Operationsheeres bei Diedenhofen, in Lothringen schwache Kräfte, noch schwächere im Elsass, entschlossen, ohne Rücksicht auf das, was in ihrem Rücken geschieht, die Offensive durchzuführen. Zwei französische Armeen brechen in Lothringen ein, werfen die schwachen deutschen Kräfte zurück, dringen auf Saarbrücken vor. Die Deutschen setzen ihren Vormarsch fort. Schlieffen hat gelehrt: sie «können sich versichert halten, dass die Franzosen schleunigst umkehren werden, wenn sie auf ihrer Operation verharren».

Drei weitere französische Armeen stehen der deutschen Umfassungsbewegung gegenüber. Sie denken nicht daran, sich zur Entscheidungsschlacht zu stellen. Sie weichen aus. Ihre Nachhuten setzen den vordrängenden Deutschen Widerstand ent-

*) Diese Anschauung hat allerdings bei Beginn des Krieges nicht ausschliesslich im Generalstabe geherrscht. Wenigstens hat mir Bauer noch am 30. Juli 1914 gesagt, dass es ein furchtbarer Missgriff sei, durch Belgien zu gehen, und dass wir «den Stier bei den Hörnern packen», d. h. gegen die Maasfront vorgehen müssten.

gegen. Maschinengewehrnester lassen den Angreifer bis auf die nächsten Entfernungen herankommen, sie schaffen heillose Verluste, dann gehen sie selbst zugrunde, was liegt an ein paar Maschinengewehren? An der Marne, an der Seine, an der Loire ein starker Widerstand, der immer vor der Entscheidung abgebrochen wird. Die Deutschen sind in Paris eingezogen, kein Haus in der Heimat, das nicht geflaggt hätte. Immerhin hat der Vormarsch Wochen gedauert. Inzwischen ist hinter der Vezouse oder wo es auch sei, eine Stellung ausgebaut, mit Stacheldraht und Beton und allen Tücken, die die moderne Technik dem Ingenieur an die Hand gibt. Die französische Flotte ist desarmiert, ihre Artillerie steht in der Stellung, eine gewaltige Masse aller Kaliber. England und Amerika, erschüttert von dem bevorstehenden Untergang der Zivilisation, von Frankreich inständigst um Hilfe angefleht, schaffen, was Hochöfen und Fabriken können. In der Stellung drei aktive Armeen, etwas mitgenommen zwar, aber in ihrem Kampfwert kaum geschwächt, dazu das Personal der Marine und alles, was bei der Mobilmachung noch nicht eingestellt war.

Die Deutschen marschieren. Ein glühender August, ein heisser September. Sie halten den Sieg in der Hand. Allerdings: immer mehr schwinden die Truppenstärken. Aus den Brunnen kann man nicht trinken, in jedem liegt ein halbverwester Kadaver. Das nächste Dorf wird niedergebrannt, aber dadurch wird das Wasser nicht trinkbar. Die Pferde sind lahm, sie treten sich die Nägel in die Hufe, mit denen die Strassen besät sind, die Artillerie, die Kolonnen kommen nicht vorwärts, die Munition wird knapp, die Ueberwindung der feindlichen Stellungen, zwar immer erfolgreich, hat die Kolonnen geleert. In den Hauptquartieren der Armeen sitzen die Chefs mit den Oberquartiermeistern über den Munitionsnachweisungen, sorgenvoll. «Noch ein Schlachttag, dann sind wir am Ende.» Die Heeresleitung muss Nachschub heranbringen, um jeden Preis, sonst geht die Sache schief. Das versucht die Heeresleitung schon längst. Aber kein Munitionszug kommt mehr über den Rhein, östlich von Metz und Diedenhofen stehen zwei feindliche Armeen, die Rheinbrücken sind zerstört; was man von neuen Streitkräften aus der Heimat herangeführt hat, ist von den Franzosen zurückgedrängt.

Das Operationsheer kommt vor der Vezousestellung an, versucht, sie mit starkem rechten Flügel zu umklammern. Ueberall Stacheldraht und Maschinengewehre, der Feind hat anscheinend unerschöpfliche Munitionsmassen. Jetzt fühlt der Angreifer: es ist hoffnungslos, die Stellung mit den erschöpften Truppen nehmen zu wollen. Kein Ersatz kommt durch, kein Nachschub. Also zurück. Die Franzosen folgen aus ihrer Stellung, ausgeruht, mit einer mächtigen Artillerie. Vor dem deutschen Heere liegt der

Rückmarsch, 500 km durch ein Land im Aufruhr, in täglichen Nachhutkämpfen. An der Maas und der Mosel stellen sich ihm die beiden Armeen entgegen, die zuerst in Lothringen eingerückt sind. Paris wird dem deutschen Heere zum Moskau und die Mosel zur Beresina geworden sein.

Es ist der Gang der Ereignisse, der nicht kommen musste, der aber kommen konnte, wenn die Deutschen «sich versichert hielten, dass die Franzosen schleunigst umkehren werden, wenn sie auf ihrer Operation verharren». Und wenn die Franzosen sich von dem Glauben losmachten, dass auch der moderne Krieg nur durch die Entscheidungsschlacht gewonnen werden kann. Die beiden grössten Offensivoperationen des 19. Jahrhunderts (ich rechne den Weltkrieg bis zum Uebergang in den Stellungskrieg kriegsgeschichtlich zum 19. Jahrhundert), sind dadurch entschieden worden, dass der Verteidiger auf die Entscheidungsschlacht verzichtete, dem Angreifer die langen Operationslinien und das Ueberschreiten des «Kulminationspunktes» zuschob.

Aehnliche Gedanken mögen sich in dem Geiste des jüngeren Moltke vollzogen haben, als er — beraten von Stein und Ludendorff — den Entwurf Schlieffens umarbeitete, «verwässerte», wie seine Kritiker sagen. Er kam zu einem Entschluss, der zwar den Ausgangsgedanken Schlieffens, den Einmarsch in Belgien und die anschliessende Schwenkung nach Süden, bestehen liess, der aber doch am letzten Ende nicht eine Abschwächung des Schlieffenplanes war, sondern etwas schlechthin Anderes an seine Stelle setzte. Für Moltke war der Einmarsch in Belgien und die anschliessende Schwenkung nur das Mittel, die Franzosen zur Schlacht im freien Felde zu zwingen, uns den Kampf um das System der Grenzbefestigungen zu ersparen. Ueberhoben sie durch eine Offensive in die Reichslande die deutsche Heeresleitung der Notwendigkeit, einen solchen Zwang auszuüben, so hatte die ganze Umklammerungsbewegung ihren Sinn verloren, das Operationsfeld in den Reichslanden wurde dann zum Hauptkampfplatz. So begegnete man am Wirkungsvollsten zugleich jeder Bedrohung der rückwärtigen Verbindungen.

Das grundsätzliche Bedenken gegen den Schlieffenplan spricht einer der geistvollsten Köpfe des alten Heeres, der Feldmarschall Graf Haeseler, mit dem drastischen Worte aus: «Man kann die Streitkraft einer grossen Militärmacht nicht einfangen, wie die Katze im Sack!» und ein anderes Mal: «Wir mussten den Krieg entscheiden, nicht mit einem, aber mit zehn Vionvilles.»

Noch heute steht die grosse Mehrzahl der Beurteiler auf dem Standpunkte Schlieffen, wenn auch zumeist zugegeben wird, dass allenfalls auch mit dem Moltkeplan bei glücklicher Führung der Erfolg hätte erzwungen werden können. Immerhin hat sich — neben einigen bescheideneren Grössen — der Widerspruch

zweier Männer gegen den Schlieffenplan erhoben, denen niemand die Berufung zur Kritik absprechen wird: Ludendorff, der wahrlich gezeigt hat, dass er grosse Operationen zu führen versteht, und Wetzell, der Chef der Operationsabteilung unter Ludendorff, der grossen Menge wenig bekannt, von allen, die wissen, was er ist, als einer der bedeutendsten Köpfe des alten Generalstabes gewertet.

Ludendorff vertritt die Ueberlegenheit des Moltkeplanes, an dessen Konzeption er selbst als Chef der Aufmarschabteilung den grössten Anteil hatte, über den Schlieffenplan. Er wendet gegen den Schlieffenplan ein, das Festhalten des inneren Flügels der grossen Schwenkungsfront an der Festung Diedenhofen hätte in die Operation eine «gefahrvolle Starrheit» gebracht, und weiter, Schlieffen habe in seiner Denkschrift vom Dezember 1905 mit Truppen gerechnet, die gar nicht da waren. Ich sehe von der Betrachtung beider Einwände ab: Sie sind für die Beurteilung des leitenden Gedankens der Schlieffenoperation ohne Bedeutung. Wesentlich dagegen ist der dritte Einwand, mit dem der Gedanke steht und fällt: der Vorwurf der allzu schwachen Kräftebemessung, die Schlieffen dem in den Reichslanden aufmarschierenden, linken Heeresflügel zuteil hätte werden lassen.

Wetzell weist darauf hin, dass die Rolle, die Schlieffen dem französischen Führer zuwies, der sich die Umklammerung bei Paris bieten liess, doch bedenklich an die eines Terentius Varro erinnert. Mit dem gleichen Zweifel steht Wetzell vor der Frage, ob ein Einbruch der Franzosen in die Reichslande tragbar gewesen wäre. Er weist darauf hin, dass diese Offensive zu einer Zeit erfolgen konnte, in der in Belgien mit dem entscheidenden Nordflügel erst die Maas erreicht war und die Auswirkung der Umfassung sich noch nicht geltend machen konnte. Die Weiterführung der Frage: was wäre geschehen, wenn die Franzosen ihre Offensive fortsetzten, die Deutschen ihrerseits im Vormarsch blieben? lässt Wetzell fallen.

Beide Beurteiler, Ludendorff wie Wetzell, stimmen in dem Bedenken überein, dass die geringe Kräftebemessung auf dem linken Flügel ein Moment der Schwäche in die deutsche Operationsführung gebracht hätte, das auf die Dauer untragbar gewesen wäre. Mit seinem Fortfall schwindet der leitende Gedanke der Schlieffenoperation.

Der Moltkeplan von 1914 ist der Versuch, Elemente Schlieffenscher Strategie mit der des alten Feldmarschalls Moltke zu vereinigen. Der Anfangserfolg, den Schlieffen aufgegeben hatte, wird wieder in das Recht gesetzt, das er in der Heerführung des alten Feldmarschalls innegehabt hatte. Es wird aufgegeben die Einheit von Aufmarsch, Operation und Schlacht. An die Stelle des durchgehenden Gedankens tritt ein Handeln nach den Um-

ständen, wie es Moltke 1866 und 1870/71 gewahrt und wie es Haeseler für 1914 gefordert hatte. Die grandiose Konzeption Schlieffens fällt, aber dafür tritt an die Stelle der Starrheit, die ihr anhaftete, ein anderes Moment: die Biegsamkeit der Operation: eine Operation, die jede Blösse nutzt, die der Feind sich gibt, die durchführbar ist auch da, wo ein aktiver Feind den Gegenzug tut, den auch die grösste Konzeption niemals ganz ausschalten kann: eine Form der Strategie, die dem Irrationalen sein Recht lässt, die erkennt: es ist nicht auszuschalten, die Heerführung muss sich mit ihm abfinden.

Vielleicht hätte uns der Schlieffenplan, wenn sein Urheber selbst berufen gewesen wäre, ihn zu verwirklichen, zum Siege führen können, seine Handhabung forderte Geist und Willen des Meisters. Der kleiner gedachte, mit dem der Nachfolger ins Feld ging, hätte den gleichen Erfolg erringen können, wenn der rechte Mann da gewesen wäre. Dass er missglückt ist, lag nicht an dem schlecht konzipierten Plan, es lag an der Unzulänglichkeit des Mannes, der sich vergeblich bemühte, ihn durchzusetzen.

Die Gedankenwelt Schlieffens war die Vollendung der Epoche kriegerischen Handelns, die ihr Gepräge durch das Feldherrntum Napoleons erhalten hat und durch Moltke zur Höhe geführt ist. Es war kein Zweifel: das System des 19. Jahrhunderts, unter seinen sozialen, technischen, wirtschaftlichen Voraussetzungen, verlieh den Sieg dem, der es in der höchsten Vollendung anwendete. Vielleicht wäre es noch am Beginne des Weltkrieges imstande gewesen, solch hohe Wirkung auszuüben, in einem Zeitpunkte also, in dem den Kriegführenden die Bedeutung des Wandels der Epoche noch nicht in vollem Umfange zum Bewusstsein gekommen war. Als sich im Verlauf des Krieges immer mehr die Bedeutung der Materialüberlegenheit herausstellte, verlor sich jene Ueberlegenheit des Operationskrieges, das Stärkemoment ging verloren, das in der Ausbildung des deutschen Heeres ruhte. Das Material und der hochwertige Einzelkämpfer bestimmten den Charakter des Kampfes. Die Schlacht war nur noch eines der Mittel zur Abnutzung der feindlichen Widerstandskraft, kriegsentscheidende Bedeutung kam ihr nicht mehr zu. Neben sie traten als gleichberechtigt die neuen Mittel zur Zermürbung des Feindes. Es sind die Mittel, die in einem Zukunftskriege um so grössere Bedeutung gewinnen werden, je mehr dem kriegführenden Staat die Möglichkeit zur Waffenwirkung versagt ist. Das Wesen des Zukunftskrieges wird bestimmt durch das Gegeneinanderwirken zweier Systeme, eines bewaffneten, dem alle Mittel der Kriegstechnik zur Verfügung stehen, und eines nahezu waffenlosen, das darauf angewiesen ist, die nichtmilitärischen Mittel des Krieges auszugestalten und zur höchsten Wirkung zu bringen.

Nichts wäre verkehrter, als wenn ein entwaffneter Staat es versuchen wollte, in Beibehalt vergangener Formen der Kriegführung es dem Gegner gleichzutun, seine kümmerliche Rüstung so gut als möglich zu ergänzen und es nun auf die Schlachtentscheidung ankommen zu lassen. Der Ausgang müsste die Niederlage des Heeres, der Zusammenbruch des Staates sein. Es ist eine Phantasie zu glauben, dass ein entwaffneter Staat auch nur imstande sei, dem bewaffneten das Eindringen in sein Land zu verwehren. Was er auch anstellen mag: der Angreifer durchbricht mit seinen Tankgeschwadern und motorisierten Verbänden jede Widerstandsfront und schneidet die Truppen ab, die sich in solch vergeblichem Bemühen eingesetzt haben. Nicht das Eindringen ins Land kann der entwaffnete Staat dem Feinde unmöglich machen, noch weniger kann er seine Streitmacht vernichtend schlagen, wohl aber kann ein Volk, das zum Widerstande entschlossen ist, dem Feinde den Verbleib im Lande unmöglich machen. Vom passiven Widerstand ausgehend, steigert sich die feindselige Aktion immer höher hinauf, über den aktiven Widerstand zur blutigen Energie des Volkskrieges. Ob die Regierenden solche Form billigen oder ablehnen — sie können nicht anders, sie müssen sie fördern. Mag auch unter den Gegenmassnahmen des Invasionsheeres die Widerstandsfähigkeit der Massen zusammenbrechen — ein Teil der Nation wird beim Kampfe bleiben und unmöglich kann sich die Regierung der Tatkraft der Besten, der Frischesten, der Kühnsten des Volkes widersetzen.

Während des Kampfes im Lande geht draussen der Kampf gegen die innere Front des Eindringlings. Die Gegenwart gibt uns Mittel an die Hand, die imstande sind, das wirtschaftliche Leben einer Nation in Wochen oder Monaten zum Erliegen zu bringen und kein Staatsgefüge ist heute noch der Aufwühlung von unten her unzugänglich. Auf die Dauer setzt sich auch der in Waffen Unterlegene durch, wenn er die Nerven behält und jeden Frieden verweigert. Die Erklärung Trotzkys in Brest-Litowsk, dass Russland zwar von Feindseligkeiten absehen würde, einen Friedensschluss aber ablehne, ist ein Hinweis auf künftige Methoden der Kriegführung.

Als eine ungeheure Sphinx steht der Zukunftskrieg vor uns. Der Staat, der ihn entfesselt, glaubt vielleicht, in den Formen bisheriger Kriegführung den Erfolg sichern zu können. Vielleicht glaubt er an seine Ueberlegenheit und den gewissen Sieg. Dasselbe hat England geglaubt, als es 1914 in den Krieg eintrat, es gehört zu den «Siegern» und es hat seine Weltstellung verloren.

Dieser Krieg der Zukunft wird kein Krieg der Schlachten sein. Wohl mögen die Kämpfe gelegentlich dem Charakter der Schlacht sich nähern, um so mehr, wenn im Verlaufe des Krieges

die eigene Waffenherstellung und die Lieferung vom Auslande die Unterschiede der Friedensvorbereitung ausgeglichen hat. Dem Krieg der Operationen werden auch dann enge Grenzen gezogen bleiben. Immer hat, wie im späteren Verlaufe des Weltkrieges, der Unterlegene es in der Hand, den Kampf in die Defensive hinüberzuspielen, die Technik gibt ihm die Mittel, die Entscheidung auf die lange Bank zu schieben: der Operationskrieg ist die Form einer untergegangenen Epoche.

Der Charakter des Zukunftskrieges liegt anderswo. Es wird ein Kampf mit allen Mitteln, mit Waffen und Worten, mit Vernichtung der Lebensbedingungen und Unterwühlung des staatlichen Gefüges. Mit ihm wird eine Zerstörung über das Land gehen, die nur im dreissigjährigen Kriege ihre Analogie findet. Die Zerstörung wird nicht Deutschland allein, der Zusammenbruch der Kultur wird alle Völker Europas treffen.

So stellt sich dem Deutschen, wenn wir von allen traditionellen Gebundenheiten absehen, die Möglichkeit eines Zukunftskrieges dar. Nicht in den Formen einer vergangenen Epoche suchen wir den Weg künftigen Aufstieges. Aber wir stehen zu dem Glauben Schlieffens, dass es möglich ist, materielle Unterlegenheit auszugleichen durch höhere Kräfte des Geistes und des Willens. Das ist es, was der hundertjährige Schlieffen uns heute zu sagen hat!

Der Warnruf des Leutnants Wuhrmann.

Eine militärpolitische Betrachtung
von *Oberstdivisionär Sonderegger.**

Sehr geehrter Herr Leutnant!

Ich habe nicht die Ehre, Sie persönlich zu kennen, aber ich möchte Ihnen auf diesem Wege sagen, dass Sie sich nach meiner Meinung durch Ihren Warnruf in der Dezemberausgabe der «Allg. Militärzeitung» ein grosses Verdienst erworben haben.

Sie gehören, wie ich auch, zu den Vielen, die im Innersten empört waren über das Treiben jener fremden Herrschaften in Genf, die so gehässige und falsche Nachrichten über die bekannten Genfer Vorfälle in die ausländischen Zeitungen sandten und

*) Wir bringen diese höchst aktuelle militärpolitische Betrachtung schon aus diesem Grunde, da die militärpolitische Lage auf der Welt zu den grössten Besorgnissen Anlass gibt. In der Mandschurei ist es — ohne Kriegserklärung — zum offenen Kriege gekommen. Zwischen Polen und Litauen scheint der Wilnakonflikt von neuem auszubrechen. An den verschiedenen Balkangrenzen nimmt die Spannung stetig zu, die Kriegsflamme schwebt unter dünner Decke. Der Krieg zwischen Bolivien und Paraguay ist nicht zu Ende gekommen. Ein Stück Selbstbesinnung auf unsere eidgenössischen Belange in diesem Zusammenhange ist Pflicht des Offiziers. Red.